



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Das lustige Altengland und das artige Altfrankreich. — Die Franzosen der Zukunft. — Le peuple von Michelet. — Frankreich als Weltpapst und Frankreich als Hiob. — Anekdoten. — Staats- und literarische Papiere. — Lamennais und Uhtich. — Die Gazette de France und Rousseau; das Journal des Débats und Voltaire. — Die Quatre Evangiles von Lamennais und das revolutionäre Christenthum.

Ja, die Zeiten ändern sich und Frankreich schneidet täglich ernstere Gesichter, aber die Elegien über den Verfall der belle France de jadis, die wir nun schon seit Jahren anhören müssen, sind doch gar zu jämmerlich. Wem die heutigen Franzosen nicht charmant genug sind, mag ins alte Frankreich zurückgehen, zu den herzlosen Intriganten und Maitressenknechten des ancien régime, die freilich tausendmal „artiger“ und „liebenswürdiger“ waren als alle ehrlichen Leute von jetzt zusammen. Ich meinerseits glaube, die Franzosen müssen noch viel uncharmanter werden, bevor sie zu was Rechtem kommen. Einst beklagte man gerade so den Verfall des merry Old England, des lustigen Altengland, aber die Engländer wurden dabei groß und stark. Ueberall vergolden die Altweiberseelen die „gute“ alte Zeit. Was die Franzosen betrifft, so müßte Hopfen und Malz an ihnen verloren sein, wenn ihre grandiosen Lehr- und Wanderjahre seit 1789 nicht endlich eine nachhaltige tiefere Umstimmung in Sitten und Grundfäden hervorbrächten. Diese innere Metamorphose ist die bedeutsamste Frucht ihrer zwei Revolutionen und die eigentliche Garantie für die demokratischen Institutionen auf dem Papiere. La cour, dieser Inbegriff von Altfrankreich, dieses Ideal und Vorbild der frühern Gesellschaft, welches noch der sinnvolle P. L. Courier nicht genug geißeln konnte, diese traditionelle Hof- und Convenienz-Weltanschauung ist auch dem heutigen Frankreich noch nicht völlig ausgetrieben. Langsam wird solch ein Erbübel ausgeschwigt. Gewiß werden die Franzosen der Zukunft etwas weniger charmant sein und dafür beständiger, etwas weniger eitel und dafür stolzer, männlicher, wahrer

gegen sich und Andere. Fürchten Sie nichts. Bis zur germanischen Grobheit werden sie's bei aller Anstrengung doch nicht bringen; so viel natürliche Anmuth ist ihnen schon angeboren, daß sie nicht leicht aufhören können, ein vorzugsweise „liebenswürdige“ Volk zu sein.

Nicht ganz so liebenswürdig ist „le peuple“; so heißt nämlich das neueste Werk von Herrn Michelet. Wäre Michelet ein heißköpfiger Spring'snsfeld, ein junger bonapartistischer Souslieutenant, so könnte man sich die abgeschmackten Fanfaronaden in seiner letzten Schrift erklären. Aber Herr Michelet ist ein gesetzter Mann, ein Philister, ein Professor, der sich nicht wenig auf seine krause Gelehrsamkeit und seine orakulöse Gesichter schneidende Weisheit einbildet. Der ultranationale Weitstanz, die krähende Arroganz, die hochnäsige und näselnde Verachtung gegen das Stückchen Europa, welches zufällig nicht zu Frankreich gehört, stehen dem Historiker Michelet doppelt possierlich, und die hysterische Empfindsamkeit, mit der er abwechselnd von sich, von Frankreich und von dem armen, verkannten Volke redet, wird zuletzt widerlich. Es ist rührend anzusehen, wie der Professor die „arme France“ liebkost und streichelt, wie er sie, gleich einer geliebten Puppe, in seinen Armen lullt, wie er dem Dulder Frankreich mit Tröstungen und Aufmunterungen zuspricht, die es gar nicht nöthig hat und am wenigsten von ihm erwartet. Eine besondere Marotte Michelets besteht darin, daß er sich steif und fest einbildet, das Volk sei von den Romanschreibern und Genremalern verleumdet, und er müsse nun den guten Ruf desselben wieder herstellen. In diesem ebenen Bemühen bringt er allerhand hübsche und wahre, obwohl nichts weniger als neue Bemerkungen vor. Wir würden uns gern schmeicheln, daß die Anerkennung des Guten, was ursprünglich im peuple vorhanden ist, eben auf die Menschheit überhaupt, und daher so gut auf das deutsche, englische oder italienische Volk anzuwenden sei, wie auf das französische. Aber Gott bewahre! Solch ein Kosmopolitismus wäre ja Verrath an Frankreich. Nach Herrn Michelet kann dies Alles nur für das Volk par préférence, nur für die Franzosen gelten. In der That ist die Caricatur des Nationalgefühles noch von Niemanden weiter getrieben worden, als von unserm Professor. Die Franzosen sind ihm nicht bloß ein auserwähltes Volk, sondern ein heiliges Dogma, ein göttliches Princip, der incarnirte Messias der Welt. Frankreich ist von jeher unfehlbar gewesen; es ist der Erbe Roms. Seit Jules Cesar (!) und Charlemagne hat man in Frankreich das politische, religiöse, poetische und philosophische „Papstthum“ (papauté) zu suchen. Wer's nicht glauben will, dem beweist Michelet mit leicht hingeworfenen Phrasen, daß kein anderes Volk einer harmonischen Cultur fähig, ja daß Deutschlands und Englands Geschichte eitel Bruchstück sei, welches seine Ergänzung von Frankreich erwarte. Ergötzlich ist das bombastische Bild am Schlusse, worin

er die pauvre France als Hiob auf den Trümmern ihres irdischen Glückes sitzen läßt. Deutschland und England sind natürlich die pharisäischen Freunde, die mit heuchlerischem Mitleid kommen und fragen: Wo sind denn deine Schiffe, deine Maschinen oder Kunstwerke? Darauf sagt Michelet: Ich will statt ihrer antworten, laßt die arme France in Frieden. Seht, sie ist zum Bettler geworden, denn sie hat ihr Hab und Gut für die Menschheit geopfert! Sie ist blaß, denn sie hat all ihr Blut für Euch versprigt, und als sie nichts mehr hatte, gab sie sogar ihre „Seele“ hin, „et c'est, de quoi vous vivez!“ — ! — Amen!

Es wäre sehr schade, wenn sich die deutsche Buchhändlerindustrie in ihrer Blindheit auf das Büchlein wüfse und es übersehen ließe; denn es ist ganz geeignet, einen zum Franzosenfresser zu machen, namentlich wenn man nicht weiß, welch ein Anachronismus Michelet mit seinem *le peuple* im heutigen Frankreich ist, das gerade anfängt, toleranter und gerechter gegen das Ausland zu werden, als jemals. Michelet besitzt eine starke Dosis Coquetterie. Vor ungefähr einem Jahre sah ihn Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male von Angesicht. Damals war gerade seine Brochüre gegen die Jesuiten erschienen. Der edle Professor spielte den Tief sinnigen, den Philosophen, über alles Journallob hoch Erhabenen. Ich kümmere mich nicht um das was die Zeitungen über mich schreiben; ich lese sie gar nicht, bemerkte er. — So eben, sagte ich darauf, habe ich in der *Revue de . . .* über Ihre Schrift einen langen Artikel gesehen. . . — *A-t-il déjà paru?* (Ist er schon erschienen?) hiel Michelet mir ins Wort. — Wie voriges Jahr die Jesuiten, so wollte er diesmal die Nationalität ausbeuten. Allein die Speculation war falsch, Herr Michelet hat so dick aufgetragen, daß selbst Stockfranzosen stutzig wurden; die crasse Buhlerei um einen Feszen Popularität war zu offenbar. Abgesehen von dem obligaten Beifall in zwei, drei *Cliquenblättern* ist *le peuple* ziemlich spurlos vorübergegangen. Ich hätte das Buch gar nicht erwähnt, aber da einige deutsche Zeitungscorrespondenten es mit so unverdienter Wichtigkeit behandelt haben, so glaubt man am Ende jenseits des Rheins, der gewaltige Professor marschiere bereits an der Spitze von ein paar hunderttausend Weltbefreiern auf Kehl und Freiburg los, und ohne ein Halbduzend Nicolaus Beckers werde man ihn nicht bändigen können. Aber es hat keine Noth damit. Im Grunde der Seele halten die Meisten, die ihn kennen, den Herrn Michelet für einen melancholischen Farceur.

Ueberhaupt, seit Staatspapiere und Actien die allgemeine Leidenschaft geworden sind, hat die übrige Papierwelt, Literatur und Journalistik, viel von ihrer unmittelbaren, rasch zündenden Macht verloren. Vielleicht hat auch das sein Gutes. Während die literarische Industrie feuchend der Minute nachrennt, wird die bessere Literatur

immer mehr gezwungen, die Speculation auf den Tag aufzugeben und mehr auf die Zukunft zu rechnen.

Ein wichtiges Buch, obgleich es weniger Lärm macht, als die *Mysteres* und der ewige Jude, ist les quatre *Evangelies* von dem greisen, tieffinnigen Bretagner Lamennais, dem Prediger in der Wüste, der sich bemüht, das moderne Babylon in eine socialistisch religiöse Bewegung hineinzureißen; im Gegensatz zu dem rein politischen Streite zwischen Universität und Clerus. Lamennais gehört unter die Classe jener seltenen Männer, die gerade mit dem Alter immer kühner und entschiedener werden, während sonst Himmelsstürmer in der Jugend mit den Jahren sich zur Zähmtheit bekehren und in der Nähe des Todtenbettes als morsche Betrüder zusammenbrechen. Welch einen Weg hat Lamennais zurückgelegt von seinem „Versuch über die Indifferenz“ bis zu den „Vier Evangelien!“ Ich setze voraus, daß man in Deutschland sich mit diesem Werke genauer bekannt machen wird, schon weil es interessant ist, den französischen Forscher mit den deutschen Reformatoren zu vergleichen. Bekanntlich hat Lamennais vom Deutch- oder Christkatholicismus — eine Zuschrift wurde deshalb aus Berlin an ihn gerichtet — nichts wissen wollen. Die katholische Kritik in Paris sucht ihn jetzt auf eine Linie mit Uhlisch zu stellen.

Charakteristisch ist eine Besprechung der „Vier Evangelien“ in der *Gazette de France*. Die deutschen Kirchenzeitungen würden mit einem deutschen Lamennais nicht so säuberlich und respectvoll verfahren. Der Feuilletonist der *Gazette de France* hat nämlich gar kein Anathema für den abtrünnigen Glaubenshelden, nur die Klage, daß derselbe „nicht mehr in der Wahrheit sei,“ wie einst. Das Motto der Kritik und die Hauptargumente gegen die „Vier Evangelien“ sind Stellen aus Lamennais' frühern Schriften. Noch merkwürdiger aber ist, daß der orthodoxe Feuilletonist sich nicht scheut, an den Verfasser des „*Contrat Social*“ zu appelliren. Freilich hütet er sich wohl, anzuführen, was der Bürger von Genf über den Einfluß des Christenthums auf das politische Schicksal der Nationen gesagt hat; er nimmt nur, was in seine Taktik paßt, eine Stelle aus dem vierten Buch des „*Emile*,“ die mit Begeisterung von dem stylistischen Charakter und der Moral des Evangeliums, von der Erhabenheit Christi über Sokrates spricht und daraus auf den göttlichen Ursprung des neuen Testaments schließt. Daß ein solcher Schluß aus der Trefflichkeit der evangelischen Sittenlehre auf ihren historischen Ursprung noch immer himmelweit entfernt ist vom unbedingten orthodoxen Glauben, das sieht den frommen Feuilletonisten in diesem Augenblicke nicht an, und er ruft: „Welch erhabene Sprache, welch ein Ton der Wahrheit!“ Rousseau's Styl, heißt es, habe eine Weihe der Kraft, wie die Bibel selbst. „Nie hat die Vernunft (*la raison*) beredtere und überzeugendere Worte ertönen lassen!“ Denken Sie nur, der fromme Streiter

der Gazette de France ruft die verschrieene raison zu Hülfe. Es ist weit gekommen. Rousseau wird am Ende noch kanonisiert, wenn auch nur in Beziehung auf die eine Stelle im vierten Buche des Emile. Solche Sprünge dürfen indeß im heutigen Frankreich nicht überraschen. Sie erinnern sich, wie das Journal des Debats vor einiger Zeit pathetisch ausrief: Wir sind die Kinder Voltair's!

Aber ich will doch eine der dornigen Stellen in den „Vier Evangelien“ anführen, auf welche die Gazette de France besonderes Gewicht legt. „Christus,“ sagt Lamennais, „hat nicht dogmatisirt.“ Nicht auf eine bestimmte, für ewig stabile theologisch-philosophische Doctrin hat er die neue Gesellschaft gegründet, sondern auf die unwandelbare Regel des Rechts und der Pflicht, auf das gemeinsame Gesetz der Völker, deren Band sie (nämlich die neue société) bilden sollte. Außerhalb dieses Gesetzes, welches sich von einem Zeitalter zum andern, nicht in Bezug auf sein unwandelbares Princip, sondern in dessen Anwendung fortentwickeln sollte, außerhalb dieses Gesetzes, das für die Menschheit in der That der Weg und das Leben ist, läßt Christus vollkommene Freiheit für die Speculation, für die ewige Arbeit des Gedankens, aus der die Wissenschaft geboren wird, welche, fortwährend neue Erwerbungen machend, sich auch fortwährend reformirt. Er hat keine Schranke dem menschlichen Geiste gesetzt, der von Gott bestimmt ist, die Wahrheit bis zu ihren unendlichen Quellen zurück zu verfolgen. Und da man, um fortzuschreiten, mehr als Einen Weg versuchen muß, so will er nicht, daß die unvermeidliche Meinungsverschiedenheit Diejenigen trenne, welche die Liebe vereinen soll. Der Glaube, den er verlangt, ist nicht ein Glaube an doctrinäre Lösungen, welche das ewige Problem von der Natur und ihrem Schöpfer in sich schließt, sondern der Glaube an seine Vorschriften und an Den der uns hilft sie zu befolgen. Ist aber dies das Christenthum, wie man es gewöhnlich auffaßt, lehrt und übt?“

Nicht wahr, das ist für einen gebildeten Deutschen nichts Neues. Dergleichen haben wir bei uns nicht nur von humanistischen Schriftstellern à la Zschocke, sondern selbst von rationalistischen Kanzeln tausendmal hören können. Viele werden das mehr als klar und einfach, sie werden es platt und leicht nennen. Die fromme Gazette de France nennt es vague! Unsere Skeptiker sucht man damit zu schlagen, daß man sie Nachbeter französischer Philosophen des vorigen Jahrhunderts nennt: Lamennais dagegen wirft man in der Gazette de France vor, er sei in das „vague deutsche Wesen“ verfallen und mache sich zum Echo von Uhllich! Was bei uns nicht neu ist, und eben, weil es so gemeinverständlich und auf der Hand liegend scheint, nicht beachtet, ja sogar verachtet wird, hat eine viel größere Bedeutung, in Frankreich ausgesprochen, wo Theorien, Systeme und Dogmen nicht um ihrer selbst willen einen Werth haben, sondern wo man gleich Ernst macht

und an die Anwendung aufs Leben denkt. Und Lamennais macht Ernst, Lamennais dringt auf die politische und sociale Verwirklichung des Evangeliums. Diese Tendenz ist es, welche wieder die ganze Energie und den prophetischen Schwung seiner Beredsamkeit im grandiossten Licht erscheinen läßt. „Wenn du von neuem auf Erden erschienenest, o Jesus!“ ruft er, „mit welchem Schmerze würdest du von neuem deine Schüler fragen: Versteht ihr mich denn noch immer nicht? Aber was die Schüler nicht verstehen, das Volk beginnt es zu begreifen. Du wirst nicht umsonst gesprochen haben, o Jesus, dein Wort ist das Samenkorn, aus welchem der geheimnißvolle Baum hervorwachsen wird, den die Menschheit erwartet, um in seinem Schatten auszuruhen.“ — Auf mehreren Blättern des Evangeliums heißt es von den Worten Christi, daß die Jünger sie nicht begreifen könnten, und Jesus selbst ist verwundert und betrübt darüber, daß ihr Geist für seine Lehren so wenig empfänglich ist. Diese Lehren waren zu erhaben, zu vollkommen in ihrer göttlichen Einfachheit, zu sehr im Widerspruch mit den gegebenen Ideen und herkömmlichen Vorurtheilen, um gleich anfangs in ihrem tiefen Sinn erfaßt und ohne lange, mühsame Vorbereitung, die moralische Richtschnur der Individuen, so wie die Grundlage aller menschlichen Institutionen und Geseze zu werden. Dies ist das größte Hinderniß, welchem das Christenthum begegnet; ein Hinderniß, welches 18 Jahrhunderte noch nicht bestiegen, ja dessen Ueberwindung durch die Länge der Zeit nur desto schwerer geworden ist. Denn wenn einerseits die Worte Christi noch immer nicht besser, ja in mancher Hinsicht noch weniger verstanden werden, als von seinen ersten Jüngern, so hat andererseits die Länge der Zeit, durch den Zauber den sie auf die Menschen ausübt, den Irrthum gewissermaßen geheiligt und ihm eine furchtbare Gewalt verliehen.“

Anderer Blätter, als die Gazette de France, namentlich socialistische, haben mit Begeisterung die Loosungsworte Lamennais' aufgefangen und sprechen sehr bündig und populär, natürlich auch schneidender, als der Meister. „Lamennais“, sagt ein socialistisches Journal, „spricht wohl auch zu den Schriftgelehrten, aber eingedenk der Bergpredigt, wendet er sich noch öfter an die Menge, an das Volk.“ — „Die Kirche“, heißt es sehr kurz in demselben Blatte, „die Kirche hat das Christenthum nie begriffen. Daher jenes christliche Ideal, das sich der Einsamkeit zukehrt. Daher jener unselige Dualismus zwischen dem Reiche der Erde und dem Reiche des Himmels, ein Dualismus, den Christus nicht (?) gekannt hat. . . . Die Kirche hat sich auf sich selbst beschränkt und ihr Antheil verhüllt, wie die antiken Priesterinnen, die Welt oder die Erde Cäsar überlassend, d. h. den alten Mächten, den socialen Ideen des Heidenthums, oder, um mit Christus

selbst zu reden, dem Reich der Finsterniß." Wenn aus Frankreich in einigen Jahrzehenden eine neue Revolution hervorgehen sollte, so wird sie radicaler sein, als die erste; das ist gewiß. Im Namen des Evangeliums lassen sich noch ganz andere Umwälzungen unternehmen, als in dem der Göttin Vernunft. Es kommt nur auf den Commentar an. Der sogenannte atheistische Communismus, von dem die Gespensterseher in Deutschland fabeln, ist es nicht, der eine Macht werden könnte, aber im evangelischen Radicalismus, im revolutionären Christenthum, wenn ich so sagen darf, schlummert ein furchtbarer Riese. Und die Bibel kann man heutzutage nicht verbieten.

Doch das mögen Sie immerhin für müßige Träume halten. In literarischer Hinsicht wird man das meiste Gewicht auf den stylistischen Werth von Lamennais' Uebersetzung legen. Denn die Uebersetzung der 4 Evangelisten bildet den Fond des Werkes; daß sie glänzend ausgefallen ist, können Sie sich denken. Lamennais war vielleicht der einzige Mann in Frankreich, der einer solchen Arbeit gewachsen war. Franzosen, welchen Luther's Bibel unzugänglich ist und welche der Sprödigkeit des glatten Idioms von Racine sich bewußt sind, sagen in ihrem Enthusiasmus: Lamennais hat von der Stirne jenes Christus, den die Nationen auf ihren Knieen anbeten, den Staub der Jahrhunderte hinweggewischt!!! —

Der Commentar von Lamennais befindet sich unter dem Text auf jeder Seite; da sind die Noten oft sehr kurz; epigrammatische Erinnerungen an historische Ereignisse. Jede Abtheilung des Textes hat einen Anhang von längern Reflexionen, oder von Scholien, worin der Autor mit den „Schriftgelehrten“ spricht und gleichsam den Talmud des Neuen Testaments, die katholische Kirchengelchrtheit bekämpft.

II.

Aus Brüssel.

Die polnischen Flüchtlinge in Brüssel. — Sarmatische Charakterschwächen und Vorzüge. — Die deutschen Zeitungen. — Die Ministerkrisis. — Nothomb und Van de Weyer. — Nothgedrungene Politik — Belgien und die Schweiz. — Ein polnisch-belgischer Offizier. —

Sie können sich denken, daß die polnischen Unruhen auch hier das Tagesgespräch bilden; Peel's Zollreform, die dreitägige Sitkschlacht und der Tunnel von Cumplich mit Herrn de Ridder sind dadurch fast in den Hintergrund geschoben worden. Leider ist das Interesse am Schicksal der Polen diesmal nicht, wie 1830, von enthusiastischer Hoffnung begleitet; das Schauspiel eines Volkes, das in der Verzweiflung immer mit dem Kopfe gegen die eiserne Wand rennt, ist ein sehr trauriges. Die Krakauer Flammen werden bald

gelöscht sein; wie wird es nachher auf der Brandstätte aussehen! Und das Peinlichste ist, daß man um der Polen selbst willen wünschen muß, die Sache wäre schon vorüber, damit nicht zu viel Blut unnützer Weise vergossen werde. Die verwitterten Sarmatengesichter, die man dann und wann im Winkel eines Brüsseler Kaffeehaus erblickt, sind eine Mahnung an das Loos, welches wieder hunderten jener sanguinischen Helden von Krakau bevorsteht, und eine tragische Illustration zu den tausenderlei widersprechenden Zeitungsnachrichten. Scheu und geduckt gehen die hiesigen Polen umher, die Niedergeschlagenheit in ihren Mienen scheint ein Zeichen, daß die Emigration, die bei den jährlichen Denkreben, am 29. November, es eben nicht an muthigen Hoffnungssphrasen fehlen läßt, sich diesmal keine Illusionen macht, vielmehr die unüberlegte Schilderhebung als ein untoward event ansieht. Vielleicht sind sie nur deshalb weniger sanguinisch, als sonst, weil sie der polnischen Bevölkerung und ihren improvisirten Führern nicht genug Erfahrung zutrauen, weil sie selbst ganz andere, etwas phantastische Pläne haben und noch immer hoffen, daß eine auswärtige Macht bei irgend einem nächsten Friedensbruch (?) die Veteranen der Emigration an die Spitze der Bewegung stellen werde. Ob diese Hoffnung nicht eitel, ist freilich sehr die Frage, aber jedenfalls kann man die Krakauer Revolution wie einen aus Versehen losgegangenen Schuß oder wie das Plagen einer Kanone betrachten, deren Splitter unter den unvorsichtigen Artilleristen selbst am meisten Verheerung anrichten werden.

Wie man hört, haben sich etwa ein halbdutzend der Tollkühnsten unter den Emigranten in Frankreich und Belgien, bei den ersten Nachrichten von der polnischen Gährung, losgerissen und bis in's Posen'sche durchgeschmuggelt, um, wie vorauszusehen war, der Festung in die Arme zu laufen. Man weiß nicht, wen man mehr beklagen soll: diese blinden Opfer ihrer Verwegenheit oder ihre zahlreichen Kameraden, die ein trauriges Leben im Auslande geduldig weiter fristen. Geduld ist sonst keine polnische Tugend, aber die meisten jener Flüchtlinge leiden trotz der kleinen Unterstützung, welche ihnen die belgische Regierung zukommen läßt, an Nahrungsforgen, und die gemeine Noth des Lebens, Jahre lang erduldet, lähmt endlich auch die chevalereske Springkraft des sarmatischen Naturells, besonders bei Leuten, die von Hause aus an ein flottes Offizier- und Junkerleben und am wenigsten an mühsamen Erwerb gewöhnt sind. Das Elend der Verbannung wird ihnen jetzt ein doppeltes, wo sie, zur Zuschauerrolle verurtheilt, von den Qualen der Ungewissheit und dem Bewußtsein der Ohnmacht gefoltert, weder zu hoffen wagen, noch zu resigniren sich entschließen können. Wenn man die deutschen Zeitungen liest, sollte man glauben, hier und in Paris müsse man über die ganze polnische Tragödie au fait sein und gleichsam hinter den Coulissen stehen, weil hier die

polnischen Flüchtlinge sind, die allerdings sämmtlich zur sogenannten Propaganda gehören mögen. Indessen ist man in Berlin, Leipzig und Wien durch die Nähe des Schauplatzes wahrscheinlich besser unterrichtet. Die belgischen und französischen Blätter schöpfen, wie gewöhnlich, ihre Berichte erst aus deutschen Journalen und von diesen selbst kommen nur wenige nach Belgien. Man muß im Estaminet oder im Kaffeehause die zitternde Hast beobachten, mit der gewöhnlich zwei, drei polnische Gäste über die kölnische Zeitung herfallen, die sie oft mühsam buchstabiren — denn die meisten verstehen nur halb das Deutsche — einander vorlesen und übersetzen. Die Zeitungslectüre, Andern ein harmloser Zeitvertreib beim Kaffee und der duftenden Cigarre, ihnen ist sie eine fieberheiße Beschäftigung. Wie viel schlaflose Nächte, wie viel ängstliche Träume sind in diesen blaffen, durchsuchten Gesichtern verzeichnet. Noch melancholischer ist es anzusehen, wenn sie manchmal, mit tiefen Verbeugungen, zu einem oder dem andern Zeitungsläser treten und fragen, ob man nichts aus Polen wisse, ob man nicht gehört habe, wie es ihren Landsleuten geht; denn die briefliche Verbindung mit dem Osten scheint ihnen sehr erschwert oder ganz verkümmert zu sein.

Es ist erfreulich, daß die deutsche Presse allmählig die verleumderischen und monströsen Gerüchte über das Benehmen der Polen zu widerrufen beginnt, welche sie anfangs nur zu leichtgläubig aufzunehmen und nur zu böswillig zu verbreiten sich beeilte. Bald sollte es im Plane gewesen sein, in Posen eine Art städtische Vesper gegen die Deutschen zu veranstalten, bald fand man bei einem verhafteten Polen in Berlin zwölf Pfund Arsenik, vernünftlich um die Spree zu vergiften, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Noch jetzt, nachdem die Haltung der Krakauer Rebellen gegen die Preußen jene Verleumdungen Lügen gestraft hat, gefallen sich manche Blätter darin, alles was polnisch ist, ins Blaue hinein zu denunciiren. Man mag den Polen Leichtsinns und Tollkühnheit vorwerfen; ein seltenes, ritterliches Ehrgefühl hat man ihnen noch niemals abstreiten können. Manche Zeitungen glauben sehr loyal zu sein, wenn sie einen unbedingten Abscheu vor dem sarmatischen Wesen heucheln und den Deutschen überhaupt blinden Polenhaß andichten. Man soll es aber nicht läugnen, vielmehr jederzeit laut aussprechen, daß Polen beim deutschen Volke die lebendigsten Sympathien besitzt und daß man die Hoffnung nicht ganz aufgeben kann, die deutschen Großmächte würden einst an eine Wiederherstellung Polens denken, sowohl im Interesse der deutsch n Zukunft, wie um eine alte Schuld zu sühnen.

Im Vergleiche zu den tragischen Begebenheiten die jetzt die drei Großmächte in Athem halten, kommen uns die hiesigen Zänkereien und Ministerkrisen ziemlich kindisch und abgeschmackt vor. Belgien hatte durch fünf Jahre einen Minister an der Spitze seiner Verwal-

tung, um den es die größten Staaten zu beneiden Ursache hatten. Nach Robert Peel ist vielleicht Nothomb der größte Arbeiter, der unermüdblichste Geschäftsmann den ein europäischer Staat aufzuweisen hat. Nothomb gehört seinen Principien, wie seinem Glauben nach der liberalen Partei an, er ist der eigentliche Verfasser der belgischen Constitution, der liberalsten Verfassung in ganz Europa. Aber Nothomb ist zugleich ein praktischer Staatsmann, der nicht, die starre Theorie auf der Fahne, mit dem Kopfe gegen die Wand rennt, sondern klug zu steuern versteht, die persönlichen Eitelkeiten und die eingewurzelten Vorurtheile der Parteien klug zu umschiffen suchte und auf diese Weise innerhalb fünf Jahren eine treffliche, belebte und fortschreitende Administration unterhielt. Nothomb gehörte als Minister zu keiner Partei und daher hatte er endlich alle Parteien gegen sich; in jeder Kammerfrage fragte man ihn, zu welcher Fahne er schwöre, und da er sich keiner in die Arme werfen wollte, so endete er endlich damit, daß er sich zurück zog. Jetzt kam Herr Van de Weyer an die Spitze. Dasselbe Examen, dasselbe Manöver fand Statt. So lange Van de Weyer in die Fusta sen Nothombs trat und sich nicht entschieden erklärte, wurde er bekriegt, verhöhnt, gestoßen, obschon Jedermann wußte, daß er einer der ehrenwerthesten Charaktere ist. Aber sanguinischer und weniger ausdauernd als sein Vorgänger, warf er sich endlich, müde der heftigen Angriffe, der äußersten Linke in die Arme und von diesem Tage an hatte sein Reich ein Ende. Die Linke hatte einen Sieg in der Person des Ministers errungen, aber sie hatte einen viel wichtigern Verlust erlitten, nemlich den der Praxis. Statt einen der Ihrigen im Ministerium zu haben, der die Uebergriffe der Katholiken in Schach hielt, hat sie durch den Rücktritt Van de Weyers die Gewalt ganz in den Händen der Gegner gelassen und das Ministerium das jetzt in Aussicht steht, wird allem Anscheine nach ein ultrakatholisches sein. Bis zu den nächsten Kammerwahlen, d. h. noch anderthalb Jahre, wird die Gewalt in den Händen der Katholiken bleiben und während dieser Zeit werden viele Jesuiteninstitute reich dotirt werden, werden vielen unabhängigen Schulen ihre Subsidien von der Regierung entzogen werden, und wenn dann auch die neuen Wahlen den Liberalen eine entschiedene Majorität in den Kammern sichern, so wird indessen so viel Terrain verloren gegangen sein, daß der Kampf von neuem wird beginnen müssen, und zwar um Dinge, die man im jetzigen Augenblicke besitzt. Der Kampf gegen die Katholiken, der entschiedene gewaltsame Kampf wird in Belgien immer von der höchsten Gefahr sein. Denn wenn die Liberalen auch die Intelligenzen und die meisten großen Städte für sich haben, so besitzen dagegen die Katholiken die Massen, das Landvolk, den Fanatismus in ihrer Gewalt, und wehe der Unabhängigkeit des jungen Staates, wenn diese beiden Gewalten erst thatsächlich ein-

ander gegenüber stehen und von dem Wortkampf in den Kammern auf die Arena der Strafenkämpfe hinaus treten. Der belgische Clerus hat es in zwei Revolutionen bewiesen, daß er den blutigen Strafenkampf nicht scheut. Das haben Nothomb und seine Freunde wohl verstanden, und darum haben sie das Viegen dem Brechen vorgezogen, und wir glauben, dies ist die unter den hiesigen Verhältnissen einzig gebotene Politik, wenn Belgien nicht allmählig die Schicksale der Schweiz wieder spiegeln soll.

Um wieder auf die Polen zurück zu kommen, so werden Sie aus den Zeitungen ersehen haben, daß ein belgischer Offizier, der in der polnischen Sache compromittirt ist, in Preußen verhaftet wurde. Es ist dies der Oberlieutenant J., ein Pole, der nach den Ereignissen der Jahre 1830 und 31 in der belgischen Armee Dienste genommen hat und einen tadellosen Ruf besitzt. Vor einigen Monaten verlangte er einen Paß, der ihm nicht verweigert werden konnte. Nun er gefänglich eingezogen wurde, sind von Seiten der hiesigen Regierung Schritte geschehen, daß er an Belgien und nicht an Rußland ausgeliefert werde, wo sein Schicksal ein gräßliches wäre; man zweifelt auch nicht daran, daß der belgische Gesandte in Berlin billige Ehren finden werde.

III.

U n s W i e u .

Erziehungswesen. — Die französischen Gouvernanten. — Heimat und Fremde. — Die Hofmeister. — Gevatter Schneider und Handschuhmacher. — Ein Stoßseufzer. —

Erlauben Sie mir heute auf einen Gegenstand zurückzukommen, über den ich Ihnen ebensowohl schon vor langen Jahren hätte schreiben können und der aller traurigen Wahrscheinlichkeit nach auch noch einige Decennien hindurch zeitgemäß bleiben wird. Ich meine das leidige Privatunterrichtswesen, wie es sich durch mannichfaltige Umstände im Laufe der Zeiten bei uns ausgebildet hat. Sie brachten vor einiger Zeit einen Artikel über Oesterreichs Schulen, der wohl einen allgemeinen Begriff vom österreichischen Staats-Schulenthume giebt, aber in seiner Kürze nicht die einzelnen Mängel desselben schildern, noch auf die Folgen und Einwirkungen eingehen konnte, die es für das Privatleben hat. Nicht Jedermann hat in Oesterreich Zutrauen zu den öffentlichen, vom Staate eingesetzten, besoldeten und beaufsichtigten Schulen. Und so hat sich das System des Hofmeister- und Gouvernantenthums in einer Weise ausgebildet, wie man es sonst vielleicht in der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt nicht kennt. Jeder Hausvater von nur einigem Vermögen, der aus seinen Söhnen sogenannte gebildete Menschen machen will, sucht für sie ei-

nen Hofmeister; jede Mutter, die einst ohne Beschämung ihre Tochter in die Welt einführen will, sorgt, daß sie für dieselbe schon in ihrem zartesten Alter eine Französin finde, welcher sie sie mit Leib und Seele übergiebt. Welche Uebelstände daraus für die weibliche Jugend sowohl, als für die männliche entspringen, ist selbstredend. Unmöglich kann man so viele gute und wahrhaft gebildete Pädagogen aufzreiben, als es in dem wohlhabenden Oesterreich vermögende Familien giebt; unmöglich kann unter dem Schwarm hergelaufener Französinen eine prüfende, vorsichtige Wahl stattfinden. — Sprechen wir erst von diesen letzteren, von den Gouvernanten. Wer jemals Gelegenheit hatte, in Wiener Häusern einige von diesen französischen Lehrerinnen kennen zu lernen, hat sich überzeugt, daß die crasseste Ignoranz bei ihnen die Regel, sehr bescheidenes Wissen hingegen die Ausnahme ist. Wie kann es auch anders sein? In ihrer Heimath nehmen diese Mädchen nicht selten den einfachen Rang von Putzmakerinnen und wenn es hoch kommt, von Kammerjungfern ein; ich selbst habe manche kennen gelernt, welche die zweideutigste Vergangenheit hatten, und nur darum in die Fremde gingen, weil sie sich Alters halber oder wegen Unannehmlichkeiten der häßlichsten Art in der Heimat nicht länger halten konnten. Von diesen sollen dann deutsche Jungfrauenu Ehrsamkeit, Sitte und Anstand lernen! Man kennt die Schwachheit deutscher Frauen, daß sie stets französischer, als die Franzosen sind; so halten sie denn ihre Kinder mit größter Strenge dazu an, ihren Lehrerinnen jede Bewegung, jede Ausdrucksweise abzulernen und so erhalten die armen Mädchen eine französische Erziehung, die in Frankreich selbst als ein „horreur“ gelten würde. Aber selbst der nächste Zweck, die französische Sprache, wird bei diesen Lehrerinnen verfehlt; gewöhnlich sind sie Schweizerinnen, oder Französinen aus den niedrigsten Volksklassen, die eben mit keiner andern Kenntniß, als mit ihrer Sprache, die sie in den Gassen erlernt, ausgerüstet. Nun weiß jeder der nur einmal in Frankreich war, welcher ein Unterschied zwischen der Sprache der gebildeten Pariser Salons und der Sprache in den Gassen von Paris, oder in den Departements, oder in den französischen Cantonen der Schweiz. So kommt es, daß wohlgezogene deutsche Jungfrauen, wenn sie später ihre Hochzeitsreise nach Paris machen und in einen Salon eingeführt werden, nicht bemerken, wie man über manchen ihrer Ausdrücke lächelt, wohl auch erröthet. — So wächst das Kind heran, fühlt schon mit zehn Jahren eine tiefe Verachtung für ihre plumpe Muttersprache und kann mit zwanzig Jahren noch kein französisches Briefchen orthographisch schreiben. Von wem hätte sie es lernen sollen? wagt es doch ihre Lehrerin selbst nicht, etwas Dictirtes ohne das Buch vor Augen auszubessern. Ist das Buch zufälliger Weise aus den Zeiten Montaigne's, bekommt das Kind einen Klaps, weil es être ohne s geschrieben; am andern Tage

wird ein modernes Feuilleton dictirt, das Kind schreibt *estre* und bekommt Hausarrest. Im spätern Alter bleiben dem Mädchen alle deutschen Bildungsquellen unbekannt, denn die Gouvernante, die kein Wort Deutsch versteht, kann es doch nicht darauf aufmerksam machen, und es lernt nur jene französischen kennen, welche dem Geschmacke ihrer Lehrerin zusagen, die früher Kammerjungfer gewesen, oder jene althergebrachten, widersinnigen, an denen man das kindliche Gemüth schöpfen zu lassen gewöhnt ist. Unter diesen steht Fenelon's Telemach oben an, und das Kind muß Wort für Wort die Erzählung von den Festen der Cyprischen Göttin übersetzen, wohl auch auswendig lernen, um eine reiche *Copia verborum* zu erlangen. Diesem Unterrichtswesen entspricht auch die Lebensweise der Gouvernante und die Praxis ist der Theorie würdig. Wenn sich die Gouvernanten besuchen, werden in Gegenwart der Kinder die schamlofesten Gespräche geführt; wenn die Gouvernante einem Geliebten ein *Rezevous* giebt, so muß die Schülerin sie begleiten, damit sie eine Ausrede habe, lauszu gehen; auf der Promenade lernt das Kind alle die schönen Künste, wie man auffällt und die Aufmerksamkeit der Herren auf sich zieht, denn jede Gouvernante sucht einen Mann. Halten Sie dieses alles vielleicht für übertrieben? gewiß nicht, denn sie kennen mich als einen warmen Franzosenfreund und wissen, daß ich als ehemaliger Hofmeister in diesen Dingen reiche Erfahrungen gesammelt habe. Endlich brauche ich Sie nur zu versichern, daß ich in Frankreich eine Wäscherin hatte, die gegenwärtig die sehr hoch geehrte und bezahlte Lehrerin zweier Fürstinnen ist, und Sie kennen die französischen Wäscherinnen. In einem angesehenen Hause Wiens erkannte ein französischer Reisender in der Gouvernante ein Mädchen, das er als lustiger junger Mann schon in Lyon gekannt hatte und wunderte sich sehr über ihre Bekehrung. Aber diese Bekehrung war nicht von langer Dauer, denn als die Gouvernante ihren Platz verlor, nahm sie in den Gassen Wiens denselben Charakter an, in welchem sie schon die Gassen von Lyon gekannt hatten. Aber sind denn alle Gouvernanten ehemalige Wäscherinnen, Pugmacherinnen, Kammerjungfern und dergleichen? Gewiß nicht; es wäre Verleumdung, das behaupten zu wollen. Ich habe auch vortreffliche, brave und höchst gebildete Mädchen unter ihnen kennen gelernt; aber selbst bei diesen bleibt es sehr mißlich und gefährlich, ihnen die Erziehung deutscher Kinder anzuvertrauen. Sie sind und bleiben doch Fremde und vor allem Französinen, die nur ihre Landsleute als eigentliche Menschen erkennen und für alle übrige Welt kein Herz haben. Schon daß sie gezwungen sind, ihre Heimath, la belle France zu verlassen, verbittert sie gegen die Fremden, unter denen sie leben müssen, und zeigt ihnen Frankreich in einem desto rosigern Lichte. Diese Eindrücke und Vorurtheile sind ihre pädagogischen Grundsätze, und die Kinder werden in der Verehrung alles Fremden

und in der Verachtung alles Heimischen und Deutschen auferzogen. Das sind dann die deutschen Jungfrauen, die deutschen Hausfrauen! Dazu kommt noch, daß die gebildeten, wohlmeinenden Gouvernanten ihre französischen Lehrbücher mitbringen, und man kann denken, wie die abgefaßt sind, zumal wenn sie Geographie und Geschichte betreffen. Ich las einmal solche zwei Lehrbücher durch; da war Deutschland das rauhe, wilde, kalte Land des Nordens, daß ich während des Lesens einen sibirischen Schauer empfand, die Oder floß in die Nordsee, der Rhein war ein ganz französischer Fluß, und im Thüringer Walde lag ewiger Schnee; die Geschichte stellte alle deutschen Helden als wahre Barbaren dar, und besonders in den französischen Kriegen spielten alle die schmähtlichste Rolle.

Ich will hier keine weiteren Konsequenzen ziehen, auch meinen Gegenstand nicht erschöpfend ausführen; dazu ist der Raum eines Briefes zu beschränkt. Nur Material will ich dem Leser liefern und die Vordersätze, die Nachsätze wird er sich leicht finden und sich vielleicht manche Erscheinung in der österreichischen Bildungswelt leichter deuten können. — So will ich, wie bei den Gouvernanten, mich auch bei den Hofmeistern kurz fassen. Ich habe schon oben angedeutet, wie schwer es sei, eben so viele pädagogische Talente zu finden, als es Familien giebt, die sich einen Hofmeister halten wollten. Aber gesetzt auch, es fände sich diese ganze ungeheure Zahl von Pestalozzi's, Niemeyern und Salzmannern, der Uebelstand würde darum nicht geringer, denn der Hofmeister ist Modefache geworden, und wie man sich schöne Möbel, Reitpferde, Equipagen, Pariser Hüte &c. anschafft, so schafft man sich auch einen Hofmeister an. Brauche ich nun noch zu sagen, auf welche Weise man bei der Wahl der Lehrer seiner Kinder zu Werke geht? Von Grundsätzen ist da nicht die Rede, sondern bloß von Geschmack oder zeitweiliger Hausgrille. Die eine Dame liebt einen eleganten jungen Mann, der sich an der Seite ihrer Kinder gut ausnimmt, die zweite einen guten Gesellschafter, den man bei Soirées und Dinées gut verwenden kann, die dritte einen der sie auf dem Fortepiano gut begleiten kann, die vierte einen der gut declamirt, die fünfte einen Versmacher, denn sie beschützt Künste und Wissenschaften u. s. w. Das Uebrige ist oft Nebensache. So kommt es häufig, daß die verlorensten Subjecte, deren sittlicher Gehalt eben so wenig Zutrauen einflößt, als ihre Kenntnisse, nur weil sie irgend ein geselliges Talent besitzen, mit dem heiligen Amte des Kindererziehens betraut werden. Allein das Uebel grassirt nicht nur in den reichen und sogenannten obern Ständen, es hat sich auch schon auf die untern ausgedehnt, und die tröstliche Erscheinung, daß aus den ärmern und mittlern Klassen bedeutende Menschen oder würdige Bürger hervorgehen, fällt in Wien gänzlich weg. Man kennt den unglückseligen Hang der Wiener zum Luxus und ihre äffische Nachah-

mung der reichen und höheren Stände. Da nun bei diesen die Hofmeister Mode sind, so darf man auch hierin nicht zurückbleiben, und, wie die kleine Kaufmannsfrau einen Paradiesvogel auf ihren Hut steckt, weil es die Fürstin X. oder die Gräfin Y. gethan, so legt sie ihrem Hauswesen auch einen Hofmeister bei. Da aber die Hofmeister eine theure Waare sind und man doch auch das Geld auf Hüte, Pug und Equipagen ersparen will, so nimmt man den ersten besten, wenn er nur wohlfeil ist. Man kann auch hier leicht denken, welcher Art diese Erzieher sind, gewöhnlich Menschen, die zu nichts anderem mehr taugen. Glücklich, wenn es ein armer Student ist, der doch etwas Wissen hat und seine Zeit in Lern- und Lehrstunden theilt, um sein Leben zu fristen. Aber selbst unter diesen — welche Massen Exemplare von Ignoranten findet man da oft! Auf der Universität sind sie gesellig und ausschließlich mit ihrer Brodwissenschaft beschäftigt, und was kann Medicin oder das römische Recht die Kinder von zehn bis zwölf Jahren fördern? Wie groß die humanitäre Bildung ist, die man auf österreichischen Gymnasien gewinnen kann, ist genugsam bekannt.

Troßdem ist es selbst bei diesen Lehrern ein Glück zu nennen, wenn man ihnen allein den Unterricht der Kinder überläßt. Sehr oft wird ein Theil desselben den Gouvernanten übertragen, damit die Knaben mehr Uebung in der französischen Sprache bekommen. Nun denke man sich künftige deutsche Männer, die von solchen Damen den ersten Unterricht in der Weltgeschichte erhalten. Alles was ich von den französischen Gouvernanten gesagt habe, gilt auch von den französischen Gouverneurs, die in den sehr nobeln Häusern schon Mode sind und in wenigen Jahren vielleicht auch schon beim Kaufmann Mode sein werden. Es sind gewöhnlich Menschen, die mit keiner andern Kenntniß, als mit der ihrer Muttersprache ausgerüstet in die Welt laufen, um einen Platz zu suchen und ihr Glück zu machen. Sie wissen höchstens etwas von Frankreich. Einen kannte ich, der auch das nicht wußte, denn er war, bevor er Lehrer in Wien wurde, ganz gemeiner Arbeiter in einer Champagnerfabrik bei Neuschatel. — Halten Sie das für übertrieben? nun so kann ich Sie versichern, daß jene Wäscherin, von der ich Ihnen oben erzählte, als sie sah, wie gut es sei, zu lehren, ihren Bruder, einen Tischlergesellen, als Hofmeister für die Prinzen berief, deren Schwestern sie selbst unterrichtete und erzog. Noch heute sind Bruder und Schwester an ihrem Plage, die zarten Sproßlinge sind ganz und gar in ihre weiße Obhut gegeben und es geht ihnen ganz wohl und sie lassen vielleicht nächstens ihre Cousine, die Handschuhmacherin, und ihren Cousin, den Schustergesellen, nachkommen, um ihnen die Sproßlinge eines erlauchten Hauses zur Erziehung zu übergeben.

Nun ich Ihnen ungefähr die Lehrer charakterisirt habe, wäre es

eigentlich am Plage, Ihnen die Schüler zu schildern, die aus einer solchen Schule hervorgehen, aber das würde mich hier zu weit führen, auch ist es ein zu trauriges Thema. Diese Caricaturen von Erziehern geißelt man gerne und leicht; denkt man aber an die armen Kinderseelen, die ebenfalls zu Caricaturen gemacht werden und vielleicht schöne Menschenbilder werden könnten, so blutet einem das Herz. Das Aergste bei der Sache ist, daß die Wiener das Uebel nicht erkennen und dergleichen Klagen ihnen lächerlich oder übertrieben vorkommen müssen, weil sie kein anderes, besseres Beispiel kennen, das ihnen den Contrast lebhaft hervorheben könnte. Ich verweise Sie nur noch auf mehrere Artikel, welche die Wiener „Sonntagsblätter“ schon vor mehreren Jahren brachten und die über denselben Gegenstand klagten. Aber sie wurden eben so wenig beachtet, als dieser berücksichtigt werden wird. Das Uebel wurzelt zu tief, eben so wohl im Leichtsinne der Wiener, als in gewissen politischen und administrativen Institutionen. So lange der Wiener aus seinen Kindern nichts besseres machen will, als recht nett ausgeputzte Salonspuppen, und so lange ein Vater, der das Bessere will, in den öffentlichen Schulen nicht die Mittel zum Zwecke findet, so lange wird das Uebel nicht gehoben, und eine Generation nach der andern wird leer, parfumiert, einbalsamirt vorübergehn. Wann werden wir Schulen haben, wie Norddeutschland? X.

IV.

A u s H a m b u r g .

Neue Dampfschiffahrt zwischen Hamburg und Hull. — Hamburger Unterscheidungsgabe. — Hamburg und Altona. — Die Austerz- und Gemüsesucht. — Der Schauspieler in der Wache.

Im Mai d. J. tritt ein neues Dampfschiffahrts-Unternehmen in's Leben. Es ist eine zwischen Hull und Hamburg etablirte Linie, welche mit der schon seit geraumer Zeit bestehenden Hanseatischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft concurrirt. Die neue Compagnie läßt gegenwärtig in England ihre Schiffe bauen, welche Schraubendampfböte sind und 80 Pferdekraft haben werden. Die früheren hohen Frachten werden durch diese jüngere Linie bedeutend ermäßigt, was auch Hauptzweck der Unternehmer, eines Vereines reicher Manufacturhäuser, gewesen sein soll. Man hat wenigstens bis jetzt keine gerechte Ursache, in die gegebenen Versicherungen Zweifel zu setzen, wie heftig auch anfangs gegen das Project von Seiten der Concurrenten geeifert wurde. Es ist übrigens ein löblicher und oft beobachteter Charakterzug der Hamburger, daß sie die Parteiäußerungen von der unbefangenen Darstellung und einer lauterer Motiven entstammenden Besprechung, sei es welcher Sache immer, mit klugem, geübtem

Blicke zu unterscheiden wissen. Etwas Gutes, Praktisch-Nützlichcs, wird ihnen durch eine gehässige Polemik selten verleidet. So nahm auch die Actienzeichnung zu der hier in Rede stehenden Entreprise einen ungehindert günstigen Fortgang; es konnte demnach der sehr theure Bau von drei Dampffschiffen in England betrieben werden und ein viertes wird vermuthlich im Laufe des Sommers dort hergestellt.

Während dieses kostspielige, in unsere merkantilschen Beziehungen zu England tief eingreifende Unternehmen so rasche und erspriessliche Theilnahme gefunden, strengt man sich in Altona vergebens an, zwischen dieser Stadt und dem gegenüberliegenden Harburg eine Dampffschiffahrtsverbindung zu Stande zu bringen. Bisher fanden nur von hier aus nach jenem Orte directe Fahrten Statt. Warum sollten aber die Hamburger nicht einmal von ihrer Nachbarstadt eine Concurrrenz zu erdulden haben? Bieten wir den dänischen Holsteinern doch unablässige gefährliche Concurrrenz in so mancher Beziehung. Nehmen wir nur einmal den Fremdenbesuch. Was in Altona anlangt, wird von dem großen Polyp Hamburg mit seinen hundert Gliedmaßen schnell an sich gerissen. Vergnügen, Geschäfte, bunt wechselnder Lebensgenuss, wohlfeile Zerstreungen im Beobachten unsers Strassen- und Häfentreibens — was trägt nicht alles dazu bei, den guten Altonaern ihre Gäste nach Hamburg zu entführen! Man denke nicht, daß wir deshalb auch nur ein dankendes Kopfnicken schuldig zu sein glauben. Es muß so sein. Es steht im Buche des Schicksals und der Städtescheidung so geschrieben. Hamburgs Nahrungsquellen werden durch Eröffnung der Berlin-Hamburger und der Hamburg-Hannoverschen Eisenbahn sich noch merklich erweitern. Die Strömungen, das Austauschen von Menschen und Waaren — im ausgedehntesten Sinne — dürften zwischen den angegebenen Punkten erstaunlich lebhaft werden. Wissen Sie aber, daß uns Hamburgern in Bezug auf die Berliner eine seltsame Furcht heimsucht, die mehr und mehr wächst, je näher wir der Eröffnung jener Eisenstraße kommen. Es ist die Auster- und Gemüfefurcht! Sie lachen? Ei, zu frühzeitig. Nur zu sehr läßt sich jene Besorgniß und der dafür gewählte Ausdruck rechtfertigen. Was zum Henker, wär' es nicht ein abscheuliches Malheur, wenn die hungrigen Berliner mit ihren Sandmägen uns die Austerberge en masse verschlängen, oder zum Nimmerwiedersehen verpflanzen in das märkische Paradies? — Und die köstlichen Gemüse, die üppigen Grünfrüchte, welche aus den fetten Gartenlanden der Umgegend Hamburgs auf unsern Markt kommen, wie werden allein die Berliner Hotelbesitzer eilen, sich für ihr preussisches Publicum dieser Herrlichkeiten zu bemächtigen. Ganze Frachtwägen voll seh' ich schon im Geiste entführen und am Ende eine Karavane von Bierländerinnen, von Altländerinnen u. s. w. in ihren diversen

Nationaltrachten dazu. Ach, und von den Fischen, Hummern, See-
krebseu, u. s. w. ist noch gar nicht die Rede gewesen.

Ich habe Ihnen von dem anstößigen Theatervorfall und der daraus
entstandenen Reclamation des preussischen Gesandten neulich geschrie-
ben. Die Sache hat einen merkwürdigen Ausgang genommen. Der
betreffende Schauspieler mußte allerdings auf Senatsverfügung acht
Tage in der Grofneumarktswache campiren, wo indessen Austern,
Champagner und zahlreicher Besuch von Freunden ihm die Langweile
vertrieben. Wieder freigelassen, begleitete ihn — es war Abend —
ein starker Haufen nach seiner im Jungfernstieg belegenen Wohnung.
Hier vermehrte sich die Menschenmasse außerordentlich; es wurden
Herrn B. donnernde Vivats gebracht, und als er am Fenster er-
schien, brach ein Hurrahgeschrei über das andere los. Ich dachte
schon, sein für den nächsten Abend annoncirtes Wiederauftreten würde,
dieser Vorfälle halber, von Polizeiwegen untersagt werden. Doch ge-
schah das nicht, und obwohl man ein so abgedroschenes Stück wie
„Richards Wanderleben“ gab, war das große Stadttheater gedrängt
voll. Ein minutenlanger Donneraplaus empfing den beliebten Schau-
spieler, das „Opfer“ eines ministeriellen Einflusses in der freien Han-
sestadt Hamburg. Es soll, erzählt man sich nun hier, in Berlin
Verdruß gemacht und dem Minister einen Verweis zugezogen haben,
daß sein unzeitiger Eifer auf eine Theateralbernheit so großes Gewicht
legte und einen Clat herbeiführte.

V.

Landsmannschaftliche Liebedienste.

Der Rheinische Beobachter brachte vor einigen Wochen einen lan-
gen Artikel unter der Ueberschrift: „S. Kuranda und die flamán-
dische Bewegung.“ Es versteht sich von selbst, daß an dem Re-
dacteur dieser Blätter kein gutes Haar gelassen wurde. Ich hatte es
für überflüssig gehalten, auf jenen Artikel zu antworten; das Publicum,
welches die Stellung der Parteien und ihrer Blätter kennt, versteht den
Zusammenhang. Indessen scheinen Andere anders zu denken, und
die Reclamationen einiger Freunde, die in jenem Artikel unter dem
Namen „Kurandagenossen“ figuriren und mit beleidigt sind, nöthigen
mich, die geheimen Fäden jenes Angriffes aufzudecken und zugleich einen
piquanten Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Auslande zu liefern.

Der erwähnte Aufsatz ist quasi aus Antwerpen datirt und mit
Jakob Zielemans unterschrieben. Ist dies ein Deutscher oder ein
Flamänder? Von den flamändischen Schriftstellern versucht es, so viel
wir wissen, kein einziger in deutscher Sprache zu schreiben; es ist
also ein Deutscher. Hören wir, was unser Landsmann aus Antwer-
pen zu berichten hat: — — „Leider gibt es unter den Deutschen Leute
„genug, die am Zerfetzen und Zerfetzen ihre Freude haben und die

„Blüten des achten Schönen, die in den Sonnenstrahlen des Friedens gedeihen, nun einmal nicht leiden mögen . . . Zu diesen Kritikastern scheint auch Ignaz Kuranda zu gehören, dessen Buch unter allen vaterländischgesinnten Flämingen die tiefste Entrüstung hervorgerufen . . . Sie mögen sich trösten. Wer Sinn für eine edlere Volksbildung hat, der wird sein Urtheil nicht von Kurandas Belieben abhängig machen, besonders da die schönen Reiseerinnerungen der geist- und poesievollen Louise von Plönnies jedes Wort Lügen strafen. Man lese die flämischen Gedichte, die Frau von Plönnies in vortrefflichen Uebersetzungen ihrem Buche eingewoben und man wird, wenn es nicht schon vorher geschehen, von Kuranda sich mit Unwillen abwenden. Was aber die Kurandagenossen dazu sagen, ist den Flämingen, einem Willems, van Duyse, Conscience, de Laet, Blommaert und ihren Freunden „hoffentlich einerlei“ . . . „Kaum regte es sich in Flamlant, kaum vernahm man anderswo, daß es endlich, seine Französerei abschüttelnd, die Blicke wieder nach Deutschland wende, als es auch an Emiffären aller Farben nicht fehlte, welche um jeden Preis verhüten sollten, daß die Flämänder in die Hände der einen Partei fielen, welche das reine Evangelium der andern dort zu predigen hatten.“ (Was heißt das?) „J. Kuranda hatte solch eine Sendung übernommen: die Grenzboten wurden die Blätter für Deutschland und Belgien zur Vermittelung ihrer gegenseitigen Interessen. Die Flämänder sahen das Journal mit hoher Freude erstehen; mehrere unter ihnen, wie Blommaert, Conscience, Willems u. A. sagten ihre Mitwirkung zu; der Redacteur forderte in den literarischen Blättern Gents und Antwerpens die flämändischen Schriftsteller auf, ihm ihre Werke zur Recension zu senden“ . . . „Da trat Herr Kuranda plötzlich mit einem großartigen Plane hervor, dem namentlich, die Flämänder ihre Sprache abschwören zu machen (??) und sie Hochdeutsch zu lehren. Die Flämänder aber meinten, das werde so bald nicht gehen, und ließen Hrn. Kuranda und seine Grenzboten und wollten keine Lecttionen von ihm. Da wurde Kuranda böse und wollte auch nichts mehr von ihnen wissen; eine kleine Rache an ihnen aber sparte er sich auf, und diese übt er nun in seinem Buche: Belgien seit seiner Revolution, in dem Artikel: Deutschlands Interesse an der flämändischen Bewegung, in welchem er zwar scheinbar den Flämändern die Partei hält, endlich aber nur die alte beleidigte Schulmeistermiene zeigt.“

In diesem Tone geht es weiter. Herr Dielemans aus Antwerpen unterwirft die zwei Kapitel meines Buches über Belgien, welche von flämändischer Literatur sprechen, seiner Kritik, wobei er in seinem delikaten Style von Hanswürsterei und Unverschämtheit spricht, weil in dem Buche den Flämändern angerathen wird, durch Uebersetzung deutscher Classiker ihre Sprache zu bilden. Sollte ich es wirklich nöthig

haben, mich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen? Ein deutsches Blatt fällt einen deutschen Autor an, weil er einem verbrüdereten Nachbarvolke zuredet, sich mehr mit hochdeutscher Sprache zu beschäftigen. Wahrscheinlich, man muß Mitarbeiter des Rheinischen Beobachters sein, um das Recht zu haben, solche Bornirtheit zu Markte zu bringen, man muß der Rheinische Beobachter sein, um dies aufzunehmen; und nur dem Rheinischen Beobachter ist es gegeben, seine Waffen gegen ihm mißliebige Schriftsteller blind auf allen Misthaufen zusammenzusuchen, ohne zu fühlen, daß die Waffe den Angreifenden und nicht den Angegriffenen beschmutzt.

Zudem, wer hat in den Grenzboten, wer hat in dem Buche: „Belgien seit seiner Revolution“, auch nur einen Satz gefunden, der „die Flämänder ihre Sprache abschwören machen“ will? Jene incriminirten zwei Kapitel aus meinem Buche, die, wie Herr Tielemans berichtet, „unter allen vaterländischgesinnten Flämingen die tiefste Entrüstung hervorgerufen“, sind von mehreren deutschen Blättern im Auszuge mitgetheilt worden, sie haben bereits im Jahre 1843 in den Grenzboten gestanden, und Jedermann hat die Wärme anerkannt, mit welcher darin der flämändischen Sache das Wort geredet wird; Jedermann, d. h. nicht blos die deutschen Redacteurs, sondern auch die flämändischen Parteiführer und allen voran gerade die Herrn Willems und de Laet, deren „tiefste Entrüstung“ Herr Jakob Tielemans vermeldet!

Wichtiger und ehrenrühriger ist die zweite Anklage im Rheinischen Beobachter: daß ich in dem erwähnten Kapitel einige zwanzig Zeilen aus einer französischen Broschüre *la langue flamande, projet d'une orthographe* &c. par Hubert Vandenhoven übersetzt habe, und zwar ohne Gänsefüßchen dabei zu setzen. Plagiat! schreit der entrüstete Tielemans. „Zwar,“ sagt er selbst, „Herr Kuranda könnte uns einwerfen, daß er seine Quelle citire, nur citirt er sie nicht als seine Quelle, sondern eben so nebenher.“ Diese Plagiatsanklage verdient näher beleuchtet zu werden, da sie einen Maßstab für die Gewissenhaftigkeit anderer Denunciationen des Rheinischen Beobachters giebt. Zuerst hat der tugendhafte Herr Tielemans jene zwanzig Zeilen aus verschiedenen Seiten sammelt und aneinandergereiht. Die Folgerungen und Raisonnements, die dazwischen liegen, thut Herr Tielemans immer mit den Worten ab: „Hier folgen wieder einige Kurandiana.“

Zweitens citirt er als Plagiate Stellen, wie die folgende: „Ersatz, das französische Flandern, obgleich ihre Administration bereits seit zwei Jahrhunderten in der Sprache der Regierung stattfindet, haben doch ihre alte Sprache beibehalten.“ Wunderbares Plagiat! Gestohlener Gedanke! Consequenter Weise sind dann auch Entdeckungen wie folgende: Brüssel ist die Hauptstadt Belgiens, oder Belgien wird von der Schelde und der Maas durchzogen, oder: Antwerpen besitzt

einen ausgezeichneten Hafen, nichts anderes als Plagiate. Denn alle diese „Gedanken“ haben wahrscheinlich schon anderswo gestanden! Wenn Herr Tielemans erst wüßte, was ich alles aus den statistischen Tabellen, aus den Kammerverhandlungen, aus dem Moniteur belge, aus den officiellen Berichten über Schul- und Kirchenwesen, über Pauperismus und Proceßproceße geschöpft habe!

Eine Kleinigkeit hat Herr Tielemans übersehen. Jene zwei Kapitel, welche so viele Plagiate aus der Broschüre des Herrn Vandenhoven enthalten sollen, sind Wort für Wort bereits in den Grenzboten, im August 1843, gedruckt erschienen, während die verhängnißvolle Broschüre erst zu Ende des Jahres 1844 erschien!!

Ich beile mich zu bemerken, daß auch Herr Vandenhoven keineswegs ein Plagiat an mir begangen hat; denn Herr Vandenhoven ist Niemand anders als mein sehr werther Freund, Herr D., Vicepräsident am Tribunal erster Instanz zu Brüssel, einer der Wenigen in Belgien, welche die Annäherung zwischen Vlaemen und Deutschen zu ihrer Lieblingsidee machen. Jahrelanger Umgang, wechselseitiger Austausch von Ideen lassen in den literarischen Arbeiten zweier Freunde manche gegenseitige Anklänge zurück. Dies brauchte Herr Tielemans allerdings nicht zu wissen, — d. h. wenn er es nicht wüßte! wenn Herr Tielemans wirklich ein Herr Tielemans, wenn er wirklich aus Antwerpen wäre, wenn seine Citate nicht absichtlich verfälscht wären, wenn nicht der ganze Artikel einer jener schmählichen landsmannschaftlichen Liebesdienste wäre, die man von jeher gewohnt ist, daß sie ein Deutscher dem andern im Auslande erzeigt, weil seine Seele das Bischen Anerkennung nicht ertragen kann, das man dem Landsmanne neben ihm zollt. Ich fordere den Rheinischen Beobachter, den tugendhaften Streiter für Gott und König auf, uns sein Wort zu geben, daß er den Artikel aus Antwerpen erhalten und daß er nicht wüßte, wer Herr Tielemans ist? Um ihm eine Lüge zu ersparen, will ich ihn von vorn herein auf zwei Dinge aufmerksam machen: Die Herren Conscience und Delaet die so „entrüstet über mein Buch sich zeigten,“ behaupten, es gebe in ganz Antwerpen keinen Tielemans und beweisen mir, daß zu gleicher Zeit wo der Artikel im Rheinischen Beobachter erschien, noch kein einziges Exemplar meines Buches in Antwerpen sich befand, und sie es daher gar nicht kannten; wo hat also der ehrenwerthe Herr Tielemans ihr Urtheil vernommen?

Ich könnte, wenn ich die schmutzigen Fäden dieser Geschichte aufdecken und den wahren Namen des Verfassers nennen wollte, einen gar piquanten Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Auslande liefern; allein da darin der Name einer literarischen Frau figuriren müßte, die ich vor der Hand noch schonen möchte, so will ich die nähere Auseinandersetzung mit Stillscheigen übergehen. Jener

Dame möchte ich aber rathen, daß sie ihrem Schwiegerohne den Auftrag gebe, er solle in Zukunft bei kritischen Familiendiensten die Ehre anderer Schriftsteller unbeschmutzt lassen und diese nicht zwingen, alle Schonung und Galanterie bei Seite zu setzen und durch nähere Enthüllungen die Frau Schwiegermutter dem Gelächter und den Herrn Schwiegerohn der Verachtung Preis zu geben. Sapienti sat.

J. Kuranda.

VI.

N o t i z.

Verschiedene Aufnahme der polnischen Insurrectionsversuche.

Wie verschieden ist die Aufnahme, welche die polnischen Insurrectionsversuche in England und in Frankreich fanden. England, welches so eben die Eroberung eines neuen Reiches in Hinterasien begonnen hat, welches sich zu einem friedlichen Krieg auf Tod und Leben mit dem Zollvereine rüstet und auf einen Seekrieg mit seinem Niesenohn Amerika gefaßt macht, England empfing die Nachricht von den Bewegungen im slawischen Osten wie ein Geschäftsmann, dem man in der heißesten Comptoirstunde von einem tollen Studentenstreich erzählt. Die polnischen Berichte wurden so lange nicht geglaubt oder ignorirt, bis mit der Bestätigung des Anfangs zugleich die Nachricht vom Ende einlief. Uebrigens ermahnte Peel, als im Unterhause die Minsker Verfolgungsgeschichte aufs Tapet kam, die ehrenwerthen Mitglieder, sich nicht in „die innern Angelegenheiten“ fremder Reiche „einzumischen,“ damit sich nicht einmal auch Franzosen oder Russen in die innern Angelegenheiten Großbritanniens (z. B. Irlands) einmischen könnten. — Frankreich dagegen, das heißt das Volk, war gleich zum Krieg bereit, um die Insurgenten zu unterstützen. Der National, der Siecle, die Gazette de France, die Organe aller Parteien, wetteiferten in Enthusiasmus, obgleich man nicht so sanguinisch war, sich den Sieg Polens leicht zu denken, oder alles zu glauben, was die Fama berichtete. Der Courier Français ging mit Courierschritten auf die Weichsel los, und die schwankende Haltung, die Preußen anfangs zu beobachten schien, wurde allgemein auf das günstigste ausgelegt. Die Franzosen muthen uns überhaupt manchmal Eigenschaften zu, die wir nicht besitzen. Die stille beschauliche Polensympathie des deutschen Publicums wurde in Paris eine „drohende Gährung“ genannt, und ein Blatt rief: Wenn Preußen mit uns geht, so garantiren wir ihm Sachsen und die Ostseeprovinzen. — Man braucht deshalb in Dresden nicht besorgt zu sein.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
 Druck von Friedrich Andrä.